

Deckblatt¹

Die AGs „Queerstudies“ und „Menschenbilder in der Psychologie“ danken Dr.Habil. Kerstin Palm für die freundliche Bereitstellung folgenden Scripts. Bitte respektiert ihren Wunsch und ihr Urheberrecht, es ausschließlich folgendermaßen gekennzeichnet zu verwenden:

„Vortragsmanuskript eines Vortrags vom 27.5.2009, gehalten in der Vortragsreihe 'Jenseits der Geschlechtergrenzen' der AG Queer Studies, Universität Hamburg; erscheint Ende 2009 in einer erweiterten Fassung in: Gendered Bodies in Motion. Hrg. von Nina Degele, Elke Gramespacher, Marion Mangelsdorf, Sigrid Schmitz. Verlag Budrich, Opladen.“

1 Diese – erste – Seite wurde aus urheberrechtlichen Gründen vom Webmaster des Menschenbilderseminars hinzugefügt und ist nicht Teil des Originaldokuments.

Vortrag im Rahmen der Vorlesungsreihe "Jenseits der Geschlechtergrenzen", AG Queer Studies, Universität Hamburg, 27.5.2009

Kerstin Palm

Die Natur der Schönheit - Reflektionen zur evolutionstheoretischen Attraktivitätsforschung

Ich möchte mich heute im Rahmen meines Forschungsfeldes, der kritischen Biologieforschung, einem Bereich zuwenden, der in den letzten Jahren argumentativ sehr stark die Diskussionen um die Natur der Geschlechter bestimmt hat, nämlich die evolutionstheoretisch fundierte Verhaltensforschung, die nur noch selten unter der alten Bezeichnung Soziobiologie geführt wird und vielmehr seit einigen Jahren als evolutionäre Psychologie bekannt geworden ist. Hier scheinen Argumente geliefert zu werden, die unhintergebar Verhaltenstendenzen auf eine biologische Urgeschichte der Menschheit zurückführen können. Da die evolutionsbiologische Debatte zu Verhalten sehr umfangreich ist und im Grunde genommen alle nur erdenklichen Aspekte des Lebens betrifft, wie in den letzten Jahren ja auch der Boom populärer evolutionsbiologischer Bücher über geschlechtsspezifisches Einparken, Schuhekaufen, Zuhören, weibliche und männliche Gehirne, Mars- und Venusabkömmlinge usw. zeigte, habe ich mich zur eingehenderen Reflektion dieses Themas für einen speziellen Beispielbereich entschieden, nämlich die biologische Attraktivitätsforschung.

Diese halte ich für besonders interessant, da sie nicht nur im Rahmen der anwachsenden Schönheits- und Körpergestaltungsdebatten zunehmend an Einfluss und damit Definitionsmacht gewinnt, sondern hier lässt sich auch besonders explizit zeigen, welche Prämissen in Bezug auf Geschlecht und auch sexuelle Orientierung die evolutionäre Psychologie zugrunde legt.

Bevor ich mich dieser biologischen Attraktivitätsforschung im Einzelnen zuwende, möchte ich kurz darstellen, warum die Evolutionsforschung für die Bestimmung der Natur der Geschlechter grundsätzlich eine so entscheidende Rolle spielen kann.

Für die Evolutionstheorie ist die Artenvielfalt bekanntlich nicht durch einen einmaligen Schöpfungsakt entstanden und seitdem in ihren organismischen Formen und der Artenanzahl fixiert, sondern vielmehr entstanden durch einen fortwährenden Entwicklungsprozess der

Arten auseinander, der die Vergangenheit strukturiert hat und in Gegenwart und Zukunft unentwegt weiter fortgeführt wird. Die Lebewesen sind also nicht nur durch den Evolutionsprozess *entstanden*, sondern stehen *weiterhin* ununterbrochen unter dem Einfluss der biologischen Gesetze der Evolution. Die evolutionäre Entwicklung der Lebewesen bewegt sich dabei, so eine fundamentale Annahme des Neodarwinismus, ungesteuert und zufällig entlang eines unentwegt bis heute stattfindenden Optimierungsprozesses, der den Körper und auch das Verhalten auf größtmöglichen *Fortpflanzungserfolg* hin ausrichtet.

In dieser Theorie spielen deshalb Geschlecht bzw. die Geschlechterverhältnisse eine entscheidende Rolle, da einmal über bestimmte festgelegte Geschlechterfunktionen die Fortpflanzung als zentraler Faktor im evolutionären Geschehen gewährleistet gesehen wird (ohne Fortpflanzung keine Evolution) und dann ja zum anderen diese festgelegten Geschlechterfunktionen selbst durch die Evolution entstanden seien. Die Anatomie und Verhaltensweisen geschlechtlicher Körper werden also ebenfalls auf evolutionäre Optimierungsprozesse zurückgeführt, mit anderen Worten: die biologische Geschlechterdifferenz erscheint als Ergebnis dieses auf Fortpflanzung hin ausgerichteten Optimierungsprozesses und ist zugleich weiterhin auf diese Optimierung hin ausgerichtet.

Wie werden diese evolutionstheoretischen Grundannahmen nun im Bereich der evolutionären Schönheits- bzw. Attraktivitätsforschung konkretisiert?

Die Debatte um evolutionäre Aspekte von Schönheitskriterien und Schönheitsempfinden hat eigentlich schon bei Darwin selbst eingesetzt, ist aber nach meiner Beobachtung erst in den letzten 10 Jahren intensiver in der öffentlichen Debatte in den USA und Europa angekommen. Es wäre doch die Frage, gibt z.B. Dieter E. Zimmer schon im ZEIT-Magazin vom Januar 1996 zu bedenken, ob es hinter der variablen, kulturbestimmten Vielfalt von Schönheitsidealen nicht etwas Konstantes gäbe, das den Launen der Kultur entzogen wäre. Hierzu könnte die evolutionäre Psychologie, genauer, die evolutionäre Ästhetik, folgende empirisch belegte Theorie anbieten: was unseren Sinnen spontan an einem menschlichen Körper so gefällt, dass wir es übereinstimmend schön finden, sei ein positives Urteil über die voraussichtliche Reproduktionsfähigkeit dieses Körpers. Die dabei zugrunde liegenden Schönheitskriterien seien erwiesenermaßen universal, also zeit- und kulturunabhängig.

Traten Berichterstattungen dieser Art zur evolutionären Ästhetik in der Presse Mitte der 1990er Jahre noch spärlich auf, so lassen sich seit Ende der 1990er Jahre vermehrt Meldungen und Abhandlungen zum Thema "evolutionäre Ästhetik" in den Feuilletons, auf den Wissenschaftsseiten von Tageszeitungen oder auch in Magazinen wie dem Spiegel, Gehirn

und Geist, Bild der Wissenschaft, Geo usw. finden. In einer kurzen Meldung in der Welt vom 3.3.2007, lässt sich beispielsweise unter der Überschrift

"Chancen beim anderen Geschlecht sieht man den Menschen an: Zarte Nase trifft kantiges Kinn"

lesen:

"Neue Studien zeigen, wie sehr der Mensch bei seiner Partnerwahl von seinem evolutionären Erbe bestimmt wird. Geleitet von seinen Urinstinkten ist er stets auf der Suche nach dem attraktivsten Partner mit der besten Genausstattung."

Schon einige Monate vorher, am 13.11.2006, schrieb die WELT unter dem Titel: *"Schönheit kommt weiter"* Folgendes:

"Die provokante These der Attraktivitätsforscher lautet: Die Bevorzugung von gut aussehenden Menschen ist nicht kulturell bedingt. Vielmehr gibt es von der Evolution festgeschriebene Kriterien, nach denen wir Schönheit bewerten."

Und weiter:

"Die Natur ist ungerecht: Schöne Menschen haben gegenüber weniger attraktiven viele Vorteile im Leben. [...] Ein schöner Mensch ist also per se die personifizierte politische Inkorrektheit."

Quer durch alle Schichten der Gesellschaft, durch alle Kulturen und Kontinente, unabhängig von Alter, Beruf oder Geschlecht würden dieselben Gesichter als attraktiv wahrgenommen.

Diese drei Artikel sind nur eine sehr kleine Auswahl aus einer doch inzwischen beträchtlichen Anzahl ähnlicher Meldungen und können als recht repräsentativ bezeichnet werden.

Übereinstimmend wird dabei - neben anderen Theorien der evolutionären Ästhetik - immer wieder vor allem auf drei biologische Thesen Bezug genommen, die die Schönheitsbeurteilung von Gesichtern bzw. Körpern betreffen.

Die von verschiedenen Studien entwickelte These von der Attraktivität der *Durchschnittlichkeit* besagt, dass Durchschnittsgesichter (medientechnisch gewonnen durch Überblendung von Einzelgesichtern) als attraktiver gelten als die jeweiligen Einzelgesichter. Biologisch wird dieses Phänomen vor allem damit begründet, dass ein Durchschnittsgesicht auf eine hohe Durchmischung von unterschiedlichen Genen hindeute, die wiederum mit Parasitenresistenz, also hoher Immunkompetenz korreliert sei und daher gesunden Nachwuchs ermögliche.

Eine zweite These, die Proportionalitätsthese, wird häufig am Beispiel einer universalen Konstante für Frauenkörper ausgeführt, wie sie der texanische Psychologe Devendra Singh

angibt. Singh hatte an Hunderten von Testpersonen unterschiedlichen Alters und Geschlechts aus verschiedenen Kulturen anhand ihrer Beurteilung von Zeichnungen, Photographien und computererzeugten Bildern weiblicher Körper ein bevorzugtes Verhältnis von Taillenumfang zu Hüftumfang von 0.7 ermittelt. Diese spezifische Fettverteilung, auch als Sanduhrfigur bezeichnet, verweise auf statistisch damit korrelierte Gesundheit und hohe Befruchtungsfähigkeit der Frauen.

Und die dritte These, die Symmetriethese schließlich besagt, dass symmetrische Gesichter und insgesamt symmetrische Körper als attraktiver eingestuft werden als asymmetrische. Ähnlich wie bei den Durchschnittsgesichtern würden hier wieder parasitenabwehrende günstige Genmischungen angezeigt und außerdem signalisiere ein gleichmäßiger Körper die Abwesenheit von Entwicklungsstörungen und Extremmutationen.

Diese Beispiele mögen einen ersten Eindruck davon vermittelt haben, was evolutionäre Ästhetik ist und auf welchen Prämissen sie beruht. Die evolutionäre Ästhetik ist als Teilbereich der evolutionären Psychologie ein fachübergreifendes Forschungsfeld, das sich mit der evolutionären Entstehung und Entwicklungsgeschichte des ästhetischen Empfindens, oder zugespitzt formuliert der Natur der Schönheit, beschäftigt. Ästhetisches Empfinden ist aus ihrer Sicht das Ergebnis evolutionärer Anpassung an überlebenswichtige Bedingungen während des Pleistozäns, also der biologischen Entstehungszeit des Menschen. Die Adaptationen zielen insbesondere im Falle der Partnerwahl auf die Maximierung des eigenen Reproduktionserfolges, der sogenannten Fitnessmaximierung. Das ästhetische Beurteilungsvermögen ist aus evolutionsbiologischer Sicht also eine angeborene Befähigung zur zeichengestützten Bewertung potentieller Sexualpartnerinnen und -partner, ein funktionales Instrumentarium zur Sicherung der maximalen Selbstfortsetzung.

Die evolutionäre Psychologie insgesamt bezieht sich in ihrer Theoriebildung auf die Kognitionstheorie, die davon ausgeht, dass unsere Gehirnfunktionen adäquat mittels eines Computermodells als informationsverarbeitender Apparat beschrieben werden können. Der menschliche Geist sei dabei ausgestattet mit evolutionär entstandenen Problemlösungsmodulen, die ähnlich wie ein Schweizer Messer eine Vielzahl von kleinen Werkzeugen zur Verfügung stellen, die für eine unüberblickbar große Anzahl von Problemlösungen einsetzbar seien. So gäbe es etwa, wie dies Leda Cosmides und John Tooby in ihrem berühmten Buch "The adapted mind" von 1992 ausführten, Module für Gesichtserkennung, für räumliche Beziehungen, für Kosten-Nutzen-Abwägungen, für Verwandtschaftsaltruismus usw. Dieses Modell wird gegen das Tabula-rasa-Modell der

Lerntheorie in Anschlag gebracht, die, so die häufige Kritik in evolutionspsychologischen Texten, in den Sozial- und Kulturwissenschaften immer noch vorherrschte und eine unerschöpfliche Weltoffenheit postulierte, die sich aus der Annahme eines völlig unstrukturierten und zugleich höchst lernfähigen menschlichen Geistesapparates ergeben würde.

Evolutionäre Ästhetik kann als ein Teilprojekt einer insgesamt umfassenden evolutionstheoretischen Reformulierung sozial- und kulturwissenschaftlicher Themenbereiche und Forschungsfelder verstanden werden. Als Unterabteilung der evolutionären Psychologie oder auch evolutionären Erkenntnistheorie steht sie in einer Reihe mit Entwürfen zu einer evolutionären Pädagogik oder auch evolutionären Medienpsychologie. In diesen Zusammenhang lassen sich auch beispielsweise Abhandlungen über das Bergsteigen aus evolutionstheoretischer Sicht oder Konferenzen zu evolutionsbiologischen Grundlagen von Literatur stellen.

Auf einen Wissenschaftler beziehen sich die Abhandlungen der evolutionären Ästhetik im deutschsprachigen Bereich dabei auffällig häufig, nämlich auf den Wiener Verhaltensbiologen Karl Grammer, der als prägend und wegweisend für den Bereich der evolutionären Psychologie bezeichnet werden kann. Ich habe mir seine Schriften einmal genauer angesehen und dabei auf eine altbewährte Arbeitsweise der Genderforschung der Naturwissenschaften zurückgegriffen, nämlich auf eine kritische Prüfung der den Theorien zugrunde liegenden Methoden und logischen Ableitungen auf der Grundlage der in den Naturwissenschaften vereinbarten methodischen Standards. Ich bewege mich jetzt also *in* die biologische Forschung *hinein* und messe die Untersuchungsmethoden, die Ergebnisqualität und die Argumentationsweisen an den eigenen Forschungsstandards der Biologie - ein methodisches Vorgehen, das bekanntlich unter der Bezeichnung "feministischer Empirismus" von kritischen Naturwissenschaftlerinnen erfolgreich angewendet wird.

Ich beziehe mich dabei insbesondere auf Grammers inzwischen in mehreren Auflagen erschienenen Buch "Signale der Liebe" (die letzte 2005), in dem dem Thema Attraktivität ein ausführliches Kapitel von 120 Seiten gewidmet ist (S. 164-285). Dieses Buch versteht sich einerseits als Lehrbuch für Biologie- und Psychologie-Studierende, tritt aber andererseits auch mit dem erklärten Gestus auf, die interessierte Öffentlichkeit über neuere Ergebnisse der Evolutionsbiologie zu informieren.

Die zugrunde liegende These aller evolutionsbiologischen Überlegungen, der sich auch Grammer verpflichtet fühlt, lautet wie schon erwähnt: Weil der Mensch durch die Evolution

entstanden sind, sind alle körperlichen Phänomene, sowohl anatomische als auch psychische, adaptiv ausgerichtet. Alle Adaptationen (also Anpassungen) beziehen sich dabei letztlich auf die Optimierung des Fortpflanzungserfolges, sind also funktional daraufhin ausgerichtet. Aus dieser These kann der Arbeitsauftrag für die evolutionsbiologische Verhaltensforschung abgeleitet werden: rekonstruiere diese funktionale Ausrichtung von Verhaltensweisen, finde also heraus, ob und in welcher Weise Verhaltensweisen auf den Fortpflanzungserfolg eines Individuums bzw. genauer gesagt den Fortpflanzungserfolg von dessen Genen ausgerichtet sind.

Vor dem Hintergrund dieser fundamentalen These nimmt Grammer noch weitere Setzungen vor: er geht im Rahmen der Funktionalitätshypothese davon aus, dass physische Attraktivität grundsätzlich eine *Funktion* bei der Partnerwahl hat und damit zusammenhängend, dass die *Beurteilungskriterien* für physische Attraktivität während der Evolution entstanden sind. Die physische Attraktivität erfülle also eine bestimmte biologische Funktion, sie habe nämlich Signalcharakter in Bezug auf das Anzeigen der Reproduktionsfähigkeit einer Person. Auf dieser wichtigen Annahme fußt letztendlich wie erwähnt die gesamte evolutionsbiologische Argumentation im Bereich der Attraktivitätsforschung.

Ich hatte nun anfangs zunächst versucht, die wesentlichen biologischen Theorien zur Attraktivitätsbeurteilung herauszuarbeiten, wie sie ja laut Zeitungsmeldungen im Rahmen der biologischen Attraktivitätsforschung entwickelt worden seien, ein Unterfangen, das sich aber als gar nicht so einfach erwies, da der Text von Grammer größtenteils eine relativ atemlose und recht unsystematische Aufzählung einer großen Fülle von disparaten und sich häufig widersprechenden Ergebnissen empirischer Untersuchungen darstellt, die vom Autor dann mit zahlreichen kleineren und größeren Schlussfolgerungen und Kommentaren begleitet werden.

Zunächst einmal fällt eine ausgesprochen asymmetrische Ergebnislage auf, es wurde nämlich überwiegend untersucht, welche Schönheitskriterien Männer in Bezug auf Frauen haben, aber vergleichsweise seltener wurden Frauen in Bezug auf ihre Schönheitskriterien gegenüber Männern befragt. Einige Studien berichten davon, dass Männer große Augen, eine kleine Nase und ein kleines Kinn und/ oder volle Lippen bei Frauen besonders attraktiv fanden, andere sahen bestätigt, dass kindlich aussehende Frauen von Männern bevorzugt wurden. Dem standen aber Studien, auch von Grammer selbst, entgegen, die eher erwachsen und reif aussehende Frauen mit leicht hervorstehenden Backenknochen und leicht eingefallenen Wangen als besonders attraktiv bewertet fanden.

Auch Testreihen beispielsweise mit elektronisch hergestellten Durchschnittsgesichtern aus Fotoserien realer Personen ergaben keine übereinstimmenden Ergebnisse. Einige Studien

berichtet davon, dass durchgängig männliche und weibliche Durchschnittsgesichter von der gegengeschlechtlichen Seite als attraktiver angesehen wurden als die realen Einzelgesichter, andere Studien hingegen, dazu gehören auch Grammers eigene Untersuchungen, bestätigen dieses Ergebnis nur für weibliche Durchschnittsgesichter, Frauen hingegen hätten bei Männern nicht die Durchschnittsgesichter, sondern männliche Extremgesichter mit besonders markanten Gesichtszügen, insbesondere mit breitem Kinn als besonders attraktiv ausgewählt. In einer japanischen Studie, die in dem Buch ebenfalls kurz erwähnt wird, wählten Frauen hingegen als attraktivstes männliches Gesicht ein ausgesprochen androgynes Gesicht mit rundem Kinn aus (japanische Männer wiederum eher das weibliche Durchschnittsgesicht).

Grammer setzt nun einfach seine eigene These relativ unbegründet als die zu Bevorzugende an. Sein Ergebnis - weibliche Durchschnittsgesichter und männliche Extremgesichter werden jeweils von der gegengeschlechtlichen Seite als attraktiv empfunden - deutet er dann dahingehend, dass es einen geschlechtsspezifischen Schönheitsbegriff gibt, bei dem Männer eher nach herausragenden Individualmerkmalen bewertet werden, die sie als besonders dominant und durchsetzungsfähig erscheinen lassen, Frauen eher nach dem gattungsmäßigen Durchschnitt. Ein durchschnittliches Frauengesicht signalisiert seiner Ansicht nach dabei gute Reproduktionsfähigkeit, da die Ebenmäßigkeit der Gesichtszüge keine nachteiligen Extremmutationen, sondern im Gegenteil eher Gesundheit und ein starkes, parasitenabweisendes Immunsystem anzeige (Mischerbigkeitstheorie).

Aber auch ein weit jenseits des Durchschnitts angesiedeltes männliches Extremgesicht signalisiere gute Gesundheit und gute Reproduktionserfolge, da ein breites Kinn viel Testosteron anzeige, welches sich aber bekanntlich negativ auf das Immunsystem auswirke. Nur wirklich sehr gesunde und widerstandsfähige Männer können sich, so Grammer im Einklang mit der sogenannten Handikapthese, gesundheitsgefährdende Entwicklungen wie ein "Testosteronkinn" leisten. Also zeige ein breites Kinn nicht nur soziale Dominanz, sondern auch außerordentliche Gesundheit seines Trägers an.

Anhand dieses sehr kurzen Ausschnitts der biologischen Attraktivitätsforschung kann beispielhaft auf einige problematische Vorgehensweisen der evolutionstheoretisch angeleiteten Verhaltensforschung eingegangen werden.

Dies betrifft zum einen den Umgang mit widersprüchlichen bzw. entgegengesetzten Ergebnissen. Die von Grammer selbst referierten Ergebnisse verschiedener Studien zeigen eine Fülle sehr unterschiedlicher oder sogar sich widersprechender Resultate von Untersuchungen zu Schönheitskriterien. Ohne diese unterschiedlichen Ergebnisse aber

differenziert zu diskutieren, entscheidet sich Grammer ohne überzeugende und sorgfältige Begründung oder Widerlegung der anderen Ergebnisse für *eine* Lesart. Diese findet sich dann auch häufig in den wissenschaftspopularisierenden Medien als **die Theorie über Attraktivitätskriterien bei Männern und Frauen** wieder.

Dies gilt beispielsweise auch für die von Devendra Singh propagierte und auch von Grammer kritiklos zitierte universale weibliche Figurkonstante von 0.7, die mittlerweile durch eine Anzahl von Gegenstudien in Zweifel gezogen worden ist. Mehrere Studien an verschiedenen außereuropäischen und außer-US-amerikanischen Orten haben festgestellt, dass die Sanduhrfigur dort eher mit einer prekären Ernährungslage, Altersmagerkeit und insgesamt Unfruchtbarkeit in Verbindung gebracht wurde.

Zum zweiten fällt auf, dass die von Grammer dargestellte Attraktivitätstheorie der Geschlechterdifferenz auf zwei divergierenden Begründungen fußt, die es ermöglichen, einen scheinbar widersprüchlichen Befund als plausibel darzustellen. Attraktivität bei Frauen weist auf Gesundheit hin, die der Fortpflanzung zuträglich ist, bei Männern hingegen auf Gesundheitsgefährdung, die aber zugleich durch widerständige innere Stärke nicht bedrohlich, sondern sogar ebenfalls zuträglich für die Fortpflanzung ist. Diese Logik ließe sich durchaus umkehren und beispielsweise postulieren, dass Frauen mit auffälligen Extremmerkmalen wie einem sehr breiten Kinn oder Bartwuchs ebenfalls im Sinne der Evolutionstheorie attraktiv sein müssten, da sie signalisieren, dass sie trotz ihres immunschwächenden Testosteronüberschusses in der Lage ist, gesund zu sein. Und ebenso müsste auch ein eher durchschnittliches, also wenig extrem geschnittenes Männergesicht als attraktiv gelten, da es in dieser Logik gute Gesundheit und damit hohe Reproduktionsfähigkeit anzeigte. Hier zeigt sich deutlich, dass die Erklärung für eine postulierte Geschlechterdifferenz willkürlich gewählt ist und eigentlich keinen Erklärungscharakter hat, sondern eher alte seit dem 18. Jh. kursierende Geschlechterklischees von dem sich selbst behauptenden Individualsubjekt Mann und dem in der Masse versinkenden Gattungssubjekt Frau bedient und sich von ihnen leiten lässt - also zirkulär voraussetzt, in die Ergebnisse einliest und dann wiederum als wissenschaftliche Theorie aus ihnen herausliest.

Damit komme ich in einem weiteren Schritt allgemein zur logischen Struktur der Argumentationen des Buches. Für das gesamte recht ausgedehnte Kapitel zur Attraktivitätsforschung in dem Buch von Grammer, das wie gesagt vielen nicht nur popularisierenden, sondern auch wissenschaftlichen Darstellungen zur biologischen

Attraktivitätsforschung als Hauptreferenz dient, fällt auf, dass dieser Forschungsbereich über das Stadium der Entwürfe unbelegter Hypothesen nicht hinauskommt und im Grunde der ausgesprochen hohe empirische Forschungsaufwand keine Früchte trägt. Das, was alle empirischen Studien tun, die Grammer aufzählt und auch selbst durchführt, ist nämlich die Erhebung von meistens männlichen und seltener auch weiblichen Meinungen zum Thema Schönheit bzw. Attraktivität. Diese Erhebungen liefern mit ihren Ergebnissen, übrigens auf der Basis ganz unterschiedlicher Forschungsdesigns (die die Ergebnisse nur schwer vergleichbar machen), *Status-quo-Beschreibungen* von Vorstellungen, die Männer in Bezug auf die Attraktivität von Frauen haben und, seltener, Frauen in Bezug auf Männer. *Diese Erhebungen zeigen also auf, DASS etwas so ist.*

Abgesehen von der unbegründeten Aufteilung der Menschheit in zwei Geschlechter und ihrer heterosexuellen Orientierung, worauf ich gleich noch ausführlicher eingehe, und der unsachgemäßen Verallgemeinerung der Ergebnisse einiger Studien für *die Frauen* und *die Männer*, die durchgängig in der evolutionsbiologischen Forschung immer wieder auftritt, möchte ich hier auf etwas anderes Entscheidendes hinweisen: aus Status-quo-Beschreibungen folgt bekanntlich noch nicht die Klärung der *Ursache* des Beschriebenen. Mit anderen Worten: die Feststellung, *dass* es bestimmte geschlechtergruppenspezifische Kriterien für die Partnerwahl gibt, sagt noch nichts darüber aus, ob diese Kriterien im Rahmen kultureller und sozialer Aushandlungsprozesse bzw. Positionszuweisungen oder durch eine in der Evolution ausgebildete biologische Anlage entstanden sind, also *warum* diese vorhanden sind. Die Ursache ist vielmehr offen und müsste in einer zweiten weitaus schwierigeren empirischen Untersuchung ermittelt werden (davon entbinden auch nicht kulturübergreifende Studien, die immer wieder erwähnt werden, wenn sie nicht sorgfältig die Dynamik der globalen Wertevermittlung mit untersuchen bzw. den Zusammenhang von ähnlichen sozialen Bedingungen und ähnlichen sozialen Werten.). Diese Untersuchung findet aber auffälligerweise nie statt, stattdessen argumentiert Grammer und auch alle anderen Studien immer *spekulativ* biologisch, indem selbstverständlich angenommen wird, dass alle Verhaltensweisen und Wertsetzungen biologische Ursachen haben und im Rahmen evolutionstheoretischer Prämissen zu klären sind. (das ist wissenschaftlich äußerst unseriös)

Auf diese Weise sind die Theorien der biologischen Attraktivitätsforschung nicht, wie es viele Zeitungsartikel suggerieren, das gut fundierte Produkt eines langen empirischen Forschungsprozesses, sondern durchgängig unbelegte Spekulationen, die einfach die Ausgangsannahme, alle Verhaltensweisen und Wertsetzungen seien letztlich evolutionsbiologisch bedingt, in der Ursachenbeschreibung noch einmal wiederholt, ohne

dass zwischenzeitlich eine *empirische* Ursachenforschung stattgefunden hat.

(Den gleichen Aussagewert hätte eine von sozialwissenschaftlichen Spekulationen angeleiteter Zirkel: es könnte vorausgesetzt werden, dass alle Verhaltensweisen und Wertsetzungen sozial bzw. kulturell bedingt sind, dann die Status-quo-Erhebung durchgeführt werden und anschließend erklärt werden, dass nun deutlich geworden wäre, welche sozialen Werthaltungen gerade lokal bzw. global in Umlauf wären. Auch hier wäre die *Kausalerklärung* rein spekulativ, da empirisch unbelegt, und deshalb wissenschaftlich unbrauchbar.)

In diesem Zusammenhang sei an die mittlerweile fast in Vergessenheit geratene Kritik des Evolutionstheoretikers Stephen J. Gould erinnert, der die neodarwinistischen Erklärungen in den 1980er Jahren als Just-So-Stories bezeichnete und damit Bezug nahm auf ein Buch von Rudyard Kipling, der um 1900 in seiner Geschichtensammlung mit dem Titel "Just so stories for little children" eine phantastische Sammlung von Erklärungen entworfen hatte dafür, wie das Kamel an seinen Buckel kam, der Elefant zu seinem Rüssel und der Leopard zu seinen Flecken.

Das also kurz grundsätzliche Kritikmomente an der evolutionären Psychologie am Beispiel der biologischen Attraktivitätsforschung, wie sie der im deutschsprachigen Raum am meisten zitierte Biologe in diesem Bereich, Karl Grammer, vertritt.

Wie erklärt sich nun die Evolutionspsychologie vor diesem Hintergrund das Phänomen der von der Heterosexualität abweichenden sexuellen Orientierungen und Begehrensmuster in Bezug auf Schönheitsempfinden? Auffällig ist hier, dass Sexualitäten jenseits der Heterosexualität meistens gar nicht in den Möglichkeitshorizont der evolutionsbiologischen Attraktivitätsforschung rücken. Ich habe hier nur sehr wenige Studien gefunden, von denen ich abschließend noch zwei erwähnen werde. Zunächst zur Frage, warum 'Nicht-Heterosexuelle' in den Studien zur Attraktivitätsforschung so selten auftreten.

Der etablierte amerikanische Evolutionspsychologe David Buss gibt in seinem Lehrbuch zur Einführung in die Evolutionspsychologie in zwei sehr kurzen Kapiteln über männliche und weibliche Homosexualität einen Anhaltspunkt für diese auffällige Zurückhaltung der biologischen Forschung: (andere sexuelle Orientierungen werden erst gar nicht erwähnt)

"Die heterosexuelle Orientierung ist ein wesentliches Beispiel einer psychologischen Adaptation. Etwa 96 bis 98 Prozent aller Männer und 98 bis 99 Prozent der Frauen sind primär heterosexuell. Jede Orientierung, die die Wahrscheinlichkeit erfolgreicher

Reproduktion verringerte, wurde rücksichtslos selektiert. Das überdauernde Bestehen eines kleinen Prozentsatzes von im Wesentlichen oder ausschließlichen lesbischen Frauen und schwulen Männern stellt ein evolutionäres Rätsel dar." (Buss, 2004, *Evol. Psychol.*, S. 213)

Homosexuelle Menschen hätten nämlich weitaus niedrigere Reproduktionsraten als heterosexuelle, so dass sie eigentlich hätten aussterben müssen. Buss geht dabei wie viele BiologInnen davon aus, dass Homosexualität genetisch bedingt ist und beruft sich hier auf eine Studie aus dem Jahre 1999, in der gezeigt worden sei, dass Homosexualität auf einer, wie er sich ausdrückt, kleinen bis moderaten erblichen Komponente beruhe (Studie von John Michael Bailey; Pillard, Dawood 1999, *Behavior Genetics* 29). Studien, die das Gegenteil aussagten (z.B. Simon LeVay, George Rice u.v.a.), erwähnt er dabei nicht und verfäht also mit widersprüchlichen Befunden ähnlich wie Grammer: er ignoriert sie bzw. berichtet nur von Ergebnissen, die seiner eigenen Überzeugung entsprechen.

Jedenfalls kann festgehalten werden, dass homosexuelle Menschen eine aus evolutionstheoretischer Sicht unerklärliche Existenz haben und daher auch für eine Forschung, die evolutionstheoretische Verhaltens- und Präferenzklärungen anstrebt, nicht integrierbar erscheinen. Homosexualität erscheint im Rahmen des neodarwinistischen Fortpflanzungsparadigmas nicht mehr krankhaft oder pervers wie noch im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, sondern nun schlicht dysfunktional in Bezug auf evolutionäre Vorgänge, nicht mit den Gesetzen der Evolutionstheorie vereinbar. Es gibt jedoch einige Versuche, das Problem "nicht fortpflanzungsbezogene Sexualität" doch noch evolutionstheoretisch einzuholen (ich erwähne beispielhaft nur einige). Die älteste evolutionstheoretische These aus den 1970er Jahren ist die Verwandtschaftsaltruismus-Theorie. Nach dieser Theorie könnten sich Gene für eine homosexuelle Orientierung entwickelt haben, wenn sie Homosexuelle dazu geführt hätten, durch besonders intensive Fürsorge in ihre genetischen Verwandten zu investieren und dadurch die Kosten der nicht erbrachten direkten Fortpflanzung auszugleichen. Diese erstaunlich lange Zeit vertretene These scheiterte aber schließlich an dem empirischen Hinweis, dass homosexuelle Menschen oft aufgrund mangelnder Integration in die klassischen Familienverhältnisse einen besonders spärlichen Kontakt zur Familie hätten und ihre Fürsorgeleistungen also besonders gering seien.

Einer neueren Theorie zufolge sei Homosexualität bei Männern funktional auf die Bildung von Männerallianzen ausgerichtet, die ihnen einen hohen Status sicherten sowie einen größeren sexuellen Zugang zu Frauen. Auch dieser Theorie wurde aber empirisch mit dem Hinweis widersprochen, dass die meisten Männerallianzen nicht homosexuell ausgerichtet

sein. Abgesehen davon unterstellt diese These, dass Homosexualität nur ein Mittel ist, um heterosexuelle Kontakte zu knüpfen - auch das schien empirisch wenig überzeugend.

Sei männliche Homosexualität schon ein wissenschaftliches Mysterium, so gelte dies in gesteigertem Maße, so stellt David Buss fest, für weibliche Homosexualität, die noch weniger erforscht sei als männliche Homosexualität. Träte nämlich bei Männern ihre sexuelle Orientierung bereits in einer frühen Entwicklungsstufe in Erscheinung, schien sie bei Frauen im Laufe ihres Lebens wesentlich flexibler zu sein, was sie nahezu unerforschbar mache. Auch gäbe es eher maskulin und eher feminin ausgerichtete Frauen mit sehr unterschiedlichen Verhaltensweisen (für Männer stellt er das nicht fest), so dass eine Gruppenbildung hier schwierig erscheine. Nur eines scheine klar: maskuline Frauen hätten eher eine männliche Physiologie (z.B. hoher Testosteronspiegel) und männliche Verhaltensweisen (z.B. flüchtige sexuelle Kontakte), feminine Frauen seien wie ihre heterosexuellen Geschlechtsgenossinnen eher auf eine dauerhaftere Partnerschaft mit einer finanziellen Absicherung ausgerichtet. Buss schließt nun trotz der eben erwähnten Schwierigkeiten und empirischen Unsicherheiten daraus, dass es hier bei Lesben um echte, d.h. biologische Maskulinisierungen und Femininisierungen und nicht nur um bloßes Rollenverhalten geht - eine wiederum völlig unbegründete spekulative Feststellung.

Wie anhand dieser Argumentation insgesamt zu sehen ist, wird im Rahmen evolutionstheoretischer Erklärungen des Phänomens Homosexualität zum einen versucht, doch noch in irgendeiner Weise einen Fortpflanzungszweck dafür ausfindig zu machen. Hier zeigt sich deutlich, dass die Tendenz neodarwinistischer Biologie, alle Merkmale direkt an einen Fortpflanzungszweck gebunden zu sehen, eine bestimmte Forschungslogik vorgibt, die dann die weiteren Untersuchungen bestimmen und ganz andere außerhalb dieser Logik liegenden Deutungsmuster von vornherein unterbindet. Es könnte ja beispielsweise auch eine biologische Theorie entworfen werden, die besagt, dass Sexualität bei vielen Lebewesen gar nicht mehr primär auf Fortpflanzung ausgerichtet ist, sondern ein erfülltes Sexualleben einfach das Wohlbefinden und die sozialen Bindungen steigert. Diese Theorie würde sogar dem zentralen Paradigma der modernen Biologie, der Evolutionstheorie, nicht widersprechen, da sie im Sinne dieser Theorie postulieren würde, dass sich sexuell und sozial glückliche Lebewesen einfach einer erhöhten Lebensqualität erfreuen, die sich positiv auf ihre Gesamtkonstitution auswirken würde. Aus dieser Perspektive sind zugleich alle erdenklichen Formen von Sexualität einfach in diese Theorie integrierbar. Tatsächlich wird gerade im Zusammenhang mit der zunehmenden Entdeckung homosexuellen Verhaltens bei Tieren eine solche Erklärung erwogen.

Neben der rigorosen Ausrichtung auf den direkten Fortpflanzungszweck eines jeglichen Merkmales sticht aber noch ein zweites Charakteristikum neodarwinistischer Theoriebildung ins Auge, die fast zu langweilig ist, um erneut genannt zu werden: die biologische Forschung liest erneut bzw. immer noch die alten Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit, daran geknüpftem heterosexuellem Begehren und biologisch fundierten dichotomen Geschlechterrollen in ihre Prämissen und Theoriebildungen ein und reproduziert damit unreflektiert weiterhin die heterosexuelle Matrix in einer ausgeprägt unveränderten Weise.

Ich möchte dies abschließend auch noch einmal an zwei Studien demonstrieren, bei der *homosexuelle* Menschen im Rahmen von Untersuchungen zur evolutionären Ästhetik betrachtet werden. Diese Studie stellt nicht die optische Ästhetik, sondern die Geruchsästhetik in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Ein schwedisches Forschungsteam berichtet davon, herausgefunden zu haben, dass homosexuelle Männer anders auf bestimmte Körpergerüche reagieren als heterosexuelle Männer (Savic, Berglund, Lindström 2005, Proceedings of the national academy of sciences, Vol. 102, No 20). Sie hatten homo- und heterosexuelle Männer mit verschiedenen Körpergerüchen konfrontiert, von denen angenommen wurde, dass sie etwas mit sexueller Erregung oder Anziehung zu tun haben könnten, und ihre Reaktionen mit Hilfe bildgebender Verfahren der Gehirnforschung, also tomographisch, aufgezeichnet. Heterosexuelle Männer wären dabei eher von Gerüchen des anderen Geschlechts angezogen worden (getestet an einem aus dem Urin schwangerer Frauen isolierten östrogenähnlichen Stoff), während homosexuelle Männer auf dieselbe Weise wie heterosexuelle Frauen auf Geruchsstoffe des männlichen Geschlechts reagiert hätten (getestet an einer Testosteronsorte aus dem männlichen Schweiß). Bei homo- und heterosexuellen Frauen im Vergleich untereinander hätte dieses Experiment nicht so eindeutig funktioniert, so dass die Ergebnisse noch nicht veröffentlichungswürdig erschienen. Mit dem Untersuchungsdesign und den berichteten Ergebnissen wird also zunächst wieder einmal das alte Klischee von der Efeminisierung homosexueller Männer aufgerufen. Anders als bei Grammer oder auch Buss betonen aber die schwedischen Forschenden, dass ihr Ergebnis offen lasse, ob diese Unterschiede genetisch bedingt seien oder sich erst aufgrund der unterschiedlichen sexuellen Orientierung ausgeprägt hätten. Diese Frage könne erst entschieden werden durch Langzeitstudien, die Menschen von klein auf beobachteten. Hier wird also, was selten der Fall ist, nicht überstürzt sofort eine biologische Ursache erwogen, sondern unterschieden zwischen der Ebene der bloßen Bestandsaufnahme, der Beschreibung des Status Quo, die bisher geleistet wäre, und der Ursachenanalyse, die noch ausstehe. Damit gibt es auch zunächst

keine evolutionsbiologische Theoretisierung.

Eine vergleichbare Studie eines amerikanischen Forschungsteams behauptet demgegenüber, dass mit Geruchsexperimenten die biologische Fundierung der sexuellen Orientierung *nachgewiesen* werden könne. (Auch sie versuchen allerdings keine evolutionsbiologische Ableitung). Charles Wysocki, der mit seiner Arbeitsgruppe ähnliche Untersuchungen wie die schwedische Gruppe gemacht hatte (und zu etwas anderen Ergebnissen kam), begründet dies damit, dass er sich nicht vorstellen kann, wie durch eine bloße soziale Wahl der sexuellen Orientierung Geruchsentwicklung und Geruchspräferenzen beeinflusst würden (Yolanda Martins, George Preti, Christina R. Crabtree and Charles J. Wysocki. Preference for Human Body Odors Is Influenced by Gender and Sexual Orientation. Psychological Science, 2005.). Mit diesem Satz, der eher einem Vorurteil als einer seriösen wissenschaftlichen Erwägung nahe steht, hat es der Aufsatz zu der Studie dennoch in eine renommierte Psychologiezeitschrift geschafft.

In den wissenschaftspopularisierenden Medien wird dieser Artikel dann wieder erwartungsgemäß ähnlich rezipiert wie z.B. in der Times, die im Mai 2005 berichtet: neuere Forschungsergebnisse über unterschiedliche Geruchspräferenzen bei homo- und heterosexuellen Männern zeigten eine wachsende Evidenz dafür an, dass Homosexualität durch die Biologie determiniert sei.

Ich komme zum Schluss.

Ich habe die evolutionstheoretisch ausgerichtete Verhaltensforschung am Menschen, auch evolutionäre Psychologie genannt, hinsichtlich ihrer Beweisführungen und der Logik ihrer Theoriebildungen genauer untersucht und bin dazu beispielhaft auf die evolutionäre Ästhetik oder auch Attraktivitätsforschung eingegangen. Mit Hilfe dieser methodischen Perspektive, des feministischen Empirismus, kann nicht nur dargestellt werden, dass die evolutionäre Psychologie in ihren Untersuchungsdesigns, Argumentationen und Theoriebildungen massiv von Geschlechter- und Sexualitätsklischees geleitet wird, sondern dass ihre wissenschaftliche Seriosität äußerst fraglich ist. Ich halte gerade diesen letzten Punkt, das Aufzeigen mangelnder wissenschaftlicher Seriosität, für besonders wichtig, weil damit die wissenschaftsgläubige Rezeption der populärwissenschaftlichen Berichterstattung dieses Forschungsbereiches erschüttert werden könnte, die der Verbreitung dieser Ideen erst ihre Macht verleiht.